

Wojciech Tochman

DER MOSESBUSCH

Der Herrgott hatte einen Plan: Die Wecker läuteten. Die Kinder standen auf, putzten sich die Zähne. Auch einige Mütter standen auf, um ihren Kindern den Proviant für die Reise fertig zu machen. Nicht alle, weil es auch Kinder gibt, die in der Küche gut allein zurechtkommen: ein Butterbrot, vielleicht drei, ein Apfel, Saft im Karton, nichts Schwieriges, wozu die Mutter so früh aus dem Bett holen? Soll sie ruhig noch schlafen, bis der Wecker läutet und sie zur Arbeit muss.

Vielleicht stand irgendwo der Vater als erster auf? Machte der Tochter Frühstück, etwas zu essen für unterwegs, bat, sie solle noch etwas von dem warmen Tee trinken, gab ihr einen Kuss, winkte durchs Fenster? Bestimmt gab es auch so ein Haus.

»Engel Gottes, mein Beschützer«, so beteten sie, als sie aus der Stadt fuhren. »Steh du mir immer bei.«

Es wurde schon hell. Aleksandra Dawidziuk, Ende zwanzig, mit einem Abschluss in Theologie, erinnert sich, dass sie auch andere Gebete gesprochen hatten. Wen hatten sie angerufen, worum gebeten? Alles ist ausgelöscht.

Die Religionslehrerin wollte einmal Psychologie studieren. Was, wie und warum die Menschen fühlen, das interessiert sie. Die Psychologie, meint sie, gibt keine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Die Theologie schon.

Was für einen Sinn hat das, was auf der Straße nach Warschau geschehen ist? Ich weiß es nicht. Bestimmt hat es einen.

Der Mann der Religionslehrerin unterrichtet am katholischen Lyzeum Geschichte. Jetzt hält er die Hand seiner Frau. Sie werden von jenem Tag erzählen.

Er ist bereits bei der Schule angekommen. Von dem, was geschehen war, hat er von der Sekretärin erfahren. Er dachte an seine Frau: Sie saß ganz vorne, sie ist umgekommen. Und an Gott: Was immer passiert, du bist mein Gott, trotz allem. So hatte er es vor drei Jahren mit seiner Frau ausgemacht, bevor sie heirateten: Was immer zwischen ihnen passiert, Gott kommt zuerst.

Als erster, vor allem.

Mit dieser Gewissheit stieg der Mann der Religionslehrerin an diesem Morgen ins Auto, fuhr nach Hause, um aus dem Computer die Liste der jungen Pilger auszudrucken. Seine Frau hatte die Pilgerfahrt in Vertretung des Priesters organisiert, der in dieser Zeit irgendwo eine Bußandacht abhielt.

Der Mann der Religionslehrerin stürzte in die Wohnung, blickte auf die pastellfarbenen Wände, die frisch gestrichen waren, auf die neuen Möbel, wenn ich hier allein wohnen werde, wenn Du sie mir genommen hast, dann bist Du trotzdem mein Gott, wiederholte er in einem fort, griff sich aus dem Drucker die Liste der Lebenden und der Toten, lief die Treppe hinunter und fuhr so schnell es ging dorthin, wo es geschehen war. Er liebt

sie, und daran dachte er im Auto. Er liebt sie vielleicht schon seit dem Moment, als er sie in der Pfarrgemeinde zum ersten Mal gesehen hat. Er hatte damals ihr ungewöhnliches Zeugnis gehört: Sie stammte aus einer nichtgläubigen Familie, sie hatte selbst Christus gefunden, selbst um die Taufe gebeten, als sie siebzehn Jahre alt war. Das hatte ihn unglaublich tief berührt. Nach einiger Zeit hatte er sie in einem städtischen Bus gesehen, hatte sie um ein Treffen gebeten. Da sie eher abweisend war, hatte er Gott in der Kirche gebeten, ihr Herz zu öffnen. So erinnern sie sich jetzt daran. Und sie war vor dem Heiligsten Sakrament niedergekniet und hatte gebeten, dass ihr Herz etwas verspüre. Weil der Junge in Ordnung zu sein schien. Warum also nicht.

Und Gott hat entschieden, wie man sieht.

Der Mann der Religionslehrerin fuhr bis ganz nahe an den Unfallort, händigte dem Polizisten die Liste aus und erhielt die allerschönste Nachricht: Ihre Frau lebt. Man hatte sie nach Białystok gebracht. Er kehrte um, er weinte.

Es war so gewesen: Die Religionslehrerin hatte sich neben den Fahrer auf den Platz gesetzt, der für den Reiseleiter gedacht war. Es gab auch die Ablösung für den Fahrer, für den war aber kein Platz mehr. Er setzte sich deshalb auf die Stufen, zu Füßen der Sportlehrerinnen. Sie saßen in der ersten Reihe, auf der rechten Seite.

Die Sportlehrerin (ihr Gesicht nicht mehr jung, freundlich, von Wunden gezeichnet) erinnert sich, dass die Religionslehrerin noch einen Rosenkranz hatte beten wollen. »Lassen Sie es gut sein«, hatte sie der Kollegin gesagt. »Sollen die Kinder schlafen, wir haben einen langen Weg vor uns, es gibt noch genug Zeit.«

Die Religionslehrerin erinnert sich an nichts. Nur, dass sie dem Fahrer zugelächelt hat: Zum ersten Mal in ihrem Leben sitzt sie in einem Bus so dicht an der Frontscheibe, man sieht alles ganz klar. Dann ist sie eingeschlafen.

Die Sportlehrerin erinnert sich, dass sie fast von ihrem Platz aufgesprungen ist, als sie sah, was los war.

»Was machen Sie?«, hatte sie den Fahrer angeschrien. »Überholen Sie doch nicht!«

Und noch:

»Das ist das Ende!«

Die Religionslehrerin hat nicht einmal gezuckt, nicht für einen Augenblick hat sie dem Tod ins Gesicht gesehen:

»Gott hat mich in tiefen Schlaf gehüllt.«

Sie hat nichts gesehen, nichts gehört, nichts gespürt. Sie schlief, als sie durch die Scheibe flog. Auf wunderbare Weise errettet, so sagen sie jetzt von ihr in Białystok. Sie wachte auf, nichts tat ihr weh. Weil sie ohne jeden Widerstand geflogen ist. So schlug sie auf den Asphalt auf, sie brach sich die Hand, verletzte sich an der Stirn, mehr nicht, ein Wunder. In ihrem Kopf läuft jetzt kein schrecklicher Film ab, kein Flashback: Was machen Sie?! Überholen Sie nicht! Das ist das Ende! In den Träumen der Religionslehrerin passiert nichts dergleichen, es gibt keine Scheibe, durch die man alles sieht, in die ein Fernlaster fährt, keinen Aufprall, kein Feuer, nichts. Ruhe.

»Wir wollen jetzt ein Kind«, der Mann der Religionslehrerin streichelt seiner Frau die Hand. »Wir danken Gott, weil er wusste, dass es für sie noch nicht Zeit war.«

»Es hätte den Aufprall auf den Asphalt nicht überlebt«, sagt sie.

Bald ist Weihnachten. Barbara Kuśmierczyk (grau, müde, vielleicht noch keine fünfzig, vielleicht auch darüber) packt Fisch ein, Kutia, Piroggen mit Pilzen, sie wird in den Zug steigen und zu ihrem Sohn fahren. Weit, fünfhundert Kilometer, nach Siemianowice. Niemand wird sie auf dieser Reise begleiten, auf der ganzen Welt hat sie nur noch ihren Sohn. »Du wärest wohl gestorben, wenn es mich nicht mehr gäbe«, so hat er ihr das letzte Mal gesagt. Geliebter Sohn. Bis vor Kurzem lag er hier, in Białystok, aber die hiesigen Ärzte meinten, dass sie damit alleine nicht zurande kommen. Sie verlegten ihn ans andere Ende Polens. Jetzt, wo es leer ist ohne den Sohn, greift die Mutter oft zum Portemonnaie. Dort hat sie Bilder von ihm: schwarzer Haarschopf, ein Lachen, ein guter Blick. Hoch gewachsen, schmal, sein ganzes Leben hat er wenig gegessen. Bei einer Größe von 183 wog er 58 Kilo, jetzt noch weniger. Er magert ständig ab.

Im Krankenhaus weit weg von zu Hause wird Kuba auf Mama warten. Besser oder schlechter gelaunt. Irgendwelche guten Menschen werden ihm einen künstlichen Weihnachtsbaum schicken, einen echten darf man nicht auf die Verbrennungsstation bringen. Aber die Krankenschwestern werden der Mutter erlauben, die Speisen für Heiligabend aufzuwärmen. Wenn sie die Oblate teilen, wird die Mutter bestimmt losheulen, und der Sohn wird ihr sagen: »Sei nicht hysterisch, Mama, ich lebe doch.«

An jenem Tag, als sie ins Krankenhaus gerannt kam und sein Gesicht sah, das voll Blut war, hatte er auch gesagt: »Mama, sei nicht hysterisch, ich lebe doch.«

An jenem Morgen hatte um halb sechs das Telefon geklingelt.

»Basia«, hatte die Nachbarin gesagt, »Asia wartet schon im Taxi, ich kann Kuba nirgends sehen.«

»Er ist schon unterwegs«, hatte sie geantwortet und den Sohn zur Eile angetrieben.

Das Taxi bezahlte Asia. Sie hatten ausgemacht, dass Kuba die Rückfahrt bezahlt.

Ihre Eltern sind Nachbarn, seit die Kinder anderthalb Jahre alt waren. Zusammen sind sie in die Grundschule gegangen. Jetzt ins gleiche Gymnasium, das beste in Białystok, in Parallelklassen. Zusammen fuhren sie im Taxi zur Schule und zusammen stiegen sie in den Bus. Es war kurz vor sechs.

Kuba setzte sich auf die linke Seite. Wahrscheinlich in die fünfte Reihe, auf jeden Fall ans Fenster. Neben ihn setzte sich eine andere Mitschülerin, Karolina. Einige Zeit später besuchten ihn ihre Eltern im Krankenhaus. Nicht nur ein oder zwei Mal brachten sie ihm Kuchen mit, Mandarinen, eine Matratze gegen das Wundliegen.

Sie fragten, worüber er damals mit ihrer Tochter gesprochen hat.

Warum hat sie sich gerade dorthin gesetzt?

Sie hatten sich verabredet, dass sie zusammen sitzen würden. Kuba kam als erster, er setzte sich ans Fenster, den Platz daneben hielt er für sie frei. Wenn sie zusammen in den Bus gestiegen wären, hätte sie vielleicht den Platz am Fenster genommen und Kuba den am Gang.

Hinter Kuba setzte sich Asia, das Nachbarskind, mit der er im Taxi gekommen war.

Sie fuhren los. Die Religionslehrerin schlug ein Gebet vor: Behüte meinen Geist und meinen Leib.

Er wachte im Kohlfeld auf, hörte Schluchzen, Jammern, er hob den Kopf und sah Feuer, Menschen, die mit den Armen winkten, er kannte sie, er konnte sich nicht bewegen, nicht um Hilfe rufen. Dabei wollte er es, weil niemand ihn beachtete, niemand ihn sah

oder suchte. Vielleicht dachten die Kameraden, dass es ihn schon nicht mehr gebe, denn er hatte dort gesessen, wo es am meisten brannte. Sie irrten sich, denn manchmal geschehen Wunder. Kuba ist eines widerfahren: Der Aufprall warf ihn gegen die Scheibe, daran erinnert er sich nicht, sein Körper durchschlug das Glas, das Feuer war ganz nah, es erreichte ihn, fast schon griff es nach ihm, aber da flog Kuba schon hoch hinaus. Und weit. In den Kohl.

Er spürte ein Brennen im Gesicht, er drückte sich nasse Erde gegen die Wangen, ein Bauer beugte sich über ihn: »Bist du von dem Unfall da?«

»Deins lebt«, sagte Asias Mutter ein paar Tage später.

»Ja, es lebt«, antwortete Kubas Mutter, was hätte sie auch sagen sollen? Dass sie ihn am Tag zuvor ermahnt hatte: Setz dich im Bus in die Mitte, dass er ihr nicht gehorcht und sich weiter vorne hingesetzt hatte? Sollte sie sich beklagen? Wegen der Verbrennungen überall? Sein linker Arm ist reines Fleisch und Blut. Wegen der Brüche alle zehn Zentimeter? Zehn Menschen könnte man damit bedienen. Mittelfuß, Knöchel, Wade, Unterschenkel, linker Unterarm, rechtes Schulterblatt, nichts konnte in Gips gelegt werden, weil obenauf überall Wunden waren. Muskelschwund, Knochenschwund, nekrotische Haut von den Knöcheln bis zur Leiste. Schrauben, Nägel, Spangen. Sie drücken, schmerzen. Davon hätte sie erzählen sollen? Dass ihr Sohn, wenn sie ihm die Verbände wechseln, so schreit, dass man es im ganzen Krankenhaus hört? Was so ein Schrei für eine Mutter bedeutet?

Kein Wort der Klage. »Ich bin bevorzugt worden«, sagt sie. »Ich habe meinen Sohn nicht im Sack zurück bekommen.«

Keine Träne, keine Angst, wahrscheinlich darf sie auch nicht zugeben, dass sie sich nach ihrem Sohn sehnt. Also geht sie abends bei zugezogenen Fenstern, wenn niemand sie sieht (außer Gottvater, dem sie für die wunderbare Errettung ihres Kindes dankt), in sein Zimmer. Sie legt sich in sein leeres Bett und versucht einzuschlafen. Sie merkt, dass mit der Nacht auch die Angst kommt: Die Ärzte sagen, dass uns eine große Veränderung bevorsteht, was für eine Veränderung? Wird Kuba wieder aufstehen? Wird er gehen können? Was ist mit dem Abitur? Dem Studium? Er wollte in Warschau BWL studieren, sie hatten schon ausgerechnet, wie sie ihre mickrige Rente zwischen sich aufteilen würden, er hat Nachhilfe in Mathematik genommen, spricht Englisch, er wollte in die Welt hinaus. Und jetzt?

Andere Mütter legen sich vielleicht auch in die Laken ihrer Kinder. Schmiegen sich in die Kissen.

Aber deren Sehnsucht ist anders. Und deren Heiligabend wird dieses Jahr anders sein.

Weil sie heute andere Fragen haben: Welches Kreuz? Welcher Stein? Welche Inschrift?

Neben Kuba und Karolina, in dieselbe Reihe, aber auf die rechte Seite, setzte sich Krzysz Brzeziński. Am Gang, weil beim Fenster ein Junge aus der Elektrofachschule saß.

Krzyś' Mädchen, eine andere Karolina, stürzte im letzten Moment in den Bus und belegte den letzten freien Platz. Gleich hinter dem Fahrer, neben den Lehrerinnen. Sie fuhren los.

Krzyś dachte, dass sie beim nächsten Halt die Plätze tauschen würden, sodass sie zusammen sitzen könnten.

In der Klasse sagte man über sie: Mann und Frau. Sie hatte ihrer Mutter gesagt: »Mit Krzyś bleibe ich entweder kurz zusammen oder bis zu meinem Tod.«

Er wachte im Bus auf, vor sich sah er nichts und niemanden, Glühen auf den Wangen, undeutliche Geräusche, gedämpft, die zu einem Rauschen verschwammen. Ein Blick nach hinten. Sein Ziel: Ich muss hier raus! Die Türen in der Mitte des Busses? Blockiert. Aber hinten hatten die Kameraden die Scheibe raus getreten. Er lief zu ihnen und verstand, dass er warten musste, bis er an die Reihe kam. Er wartete, sprang. Die gedämpften Geräusche wurden plötzlich laut, echt. Er begriff: Das, woran ich hier teilnehme, geschieht wirklich.

Er schaute sich auf der Wiese neben der Straße um. Verrußte Gesichter, der Gestank verbrannten Plastiks, verbrannten Eiweißes, Schnittwunden, Schreie, Anrufe bei den Eltern.

Karolina sah er nicht.

Aus Białystok, es war ja nicht weit, trafen die ersten Eltern ein. Sie liefen um das Wrack, stürzten wie besessen mal dahin, mal dorthin, riefen ihre Kinder beim Namen, hilflos wählten sie die Nummern ihrer Handys, »Der Teilnehmer ist nicht erreichbar«, also stiegen sie in ihre Autos und jagten in die Stadt. Sie suchten, Krankenhaus für Krankenhaus, Saal für Saal, Bett für Bett.

Denen, die ihr Kind nicht fanden, könnte man heute Fragen stellen: Wie sehen ihre Nächte aus, das Erwachen am Morgen? Welche Hoffnungen begruben sie in den Särgen? Was wird es in ihrem Leben jetzt nicht mehr geben, was es hätte geben sollen? Worauf hatten sie gerechnet? Sollte das Kind Arzt werden? Ingenieur? Hätten einmal Enkel kommen sollen? Was geschieht jetzt mit den Schulbüchern, den Heften, Computern? Mit den Kleidungsstücken? Mit der Wut auf die Toten, die schuldig waren? Auf die, die überlebt haben? Auf Gott?

Was ihnen zu Weihnachten wünschen?

Man muss sie nicht fragen. Sie fragen sich selbst. Auch in den Beichtstühlen: Warum hat Gott meins nicht errettet? Warum hat er es so gewollt?

Vielleicht antwortet ihm der Beichtvater: »Ich weiß es nicht.«

Ein anderer spricht vielleicht länger, stellt selbst Fragen: Wo wird gesagt, dass Gott auf gerechte Weise rettet? Die Wunder gerecht verteilt? Uns Wunder überhaupt zustehen? Muss sich Gott uns gegenüber überhaupt rechtfertigen? Dass er es so wollte? So, das heißt wie? Dass Kinder im Feuer umkamen und andere dabei zusahen?

Wir glauben, dass Er es gut meint, auch wenn wir Ihn oft nicht verstehen.

Manche Beichtväter erkennen die göttlichen Absichten ohne jegliche Zweifel. Kürzlich erklärte ein Priester Krzyś im Beichtstuhl, wie dessen Beziehung zu Karolina aus göttlicher Perspektive aussah: Sie war nicht deine zweite Hälfte. Gott hätte euch bestimmt zusammen zu sich geholt, wenn sie dir bestimmt gewesen wäre. Oder hätte euch zusammen errettet.

Verzweifle nicht, fühle nichts, lebe weiter.

Krzyś fühlt. An jenem Morgen hat Gott sie in einer Sekunde getrennt. Karolina schickte er in die Leichenkammer, ihn ins Krankenhaus. Zerschnittene Stirn, leicht verbrannte

Nase, Ohren, nichts Ernstes. Man nahm ihm das kleine Medaillon vom Hals. Er bekam es zurück, nachdem die Wunden versorgt waren.

Er legte es nicht wieder an. Er wollte es nicht.

Er verspürte Zorn. Weil sie zu Ihm gefahren waren. Zu Seiner Göttlichen Mutter, die doch die allergrößten Leiden kennt, die nur eine Mutter erfahren kann. Sie gebar, um zu begraben.

An jenem Tag machten die Abiturienten aus Białystok in achtzehn Bussen eine Pilgerfahrt nach Tschenstochau. Denen, die dort ankamen, sagte ein junger Priester: »Was euren Kameraden heute widerfuhr, ist eine Prüfung unseres Glaubens. Wenn ihr Zorn oder Angst verspürt, wenn es in euch keine Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod gibt, dann glaubt ihr nicht an Gott den Herrn. Wer sich von dieser Tragödie überwältigen lässt, ist kein gläubiger Mensch.«

Derselbe Priester sagt heute: »Weil ich meinte, dass sie mit dieser Verzweiflung etwas übertrieben. Als gäbe es Gott nicht.«

Krzyś beweint im Stillen seinen Traum: Karolina war klug, sie war hübsch, natürlich, aufrichtig. Sein erstes Mädchen. Ihr Haar war rötlich, man sieht es gut auf dem Foto, Krzyś trägt ihre Fotografie bei sich. In Mathematik war sie die Klassenbeste, den andern half sie beim Lernen. Eine gute Schulkameradin, warmherzig, unaufdringlich, aber nicht still. Energisch, lebhaft. Sie lebte den Augenblick, mochte es nicht, lange im Voraus zu planen. Krzyś dagegen schon. Und sie war in seinen Zukunftsplänen gegenwärtig. Sie wären zusammen nach Warschau gefahren. Hätten zusammen die Prüfung für die Wirtschafts- und Handelsakademie gemacht. Er hatte ihr noch mehr sagen wollen von dem, was sie in Zukunft machen würden, aber sie hatte ihn gebremst: »Pass auf, schreck mich nicht.«

Was jetzt? Je jünger der Mensch ist, desto größer ist die Illusion der eigenen Unsterblichkeit. Sie erlaubt es dem Menschen, täglich aufzustehen, zu lernen, zu arbeiten, mit anderen Menschen zu sein, sich zu freuen. Sie ist unerlässlich, um zu leben.

»Das Leben ist nur noch ein Warten«, sagt Krzyś.

Er wird keine Betriebswirtschaft studieren, wird kein Finanzfachmann werden, Geld hat jetzt keine Bedeutung mehr. Vielleicht wird er Philosophie studieren, er weiß es noch nicht. Der Ehrgeiz hat ihn völlig verlassen. Es gibt nur das Warten. »Aufs Jenseits«, sagt er. »Weil es dort etwas geben muss.«

Diese Gewissheit hat er gleich nach Karolinas Begräbnis gewonnen.

Er war in ihrem Haus, als ihm ein vergessener Traum wieder einfiel.

Ein paar Tage vor der Pilgerreise war Karolina in seinem Traum gestorben.

»Am schlimmsten wäre es zu denken«, Krzyś' Augen glitzern, »dass sie zufällig gestorben ist, ohne jeden Sinn. Mein Traum sagt, dass ihr Tod geschehen musste, dass er einen Sinn hat. Ich suche ihn täglich.«

Er hat sich das Medaillon um den Hals gelegt. »Gott will mir etwas sagen.«

Jenen Tag wird Grażyna Złocka-Korzeniewska nie vergessen. Sie ist die Direktorin des Lyzeums, von dem um sechs Uhr früh der Bus abfuhr. Die Nachricht erreichte die Schule blitzschnell, die Kinder riefen von der Unfallstelle ihre Kameraden an, die gerade zum

Unterricht kamen, ein Polizist rief im Sekretariat an und fragte, ob in der Frühe alle in den Bus eingestiegen seien, denn bei mir, bitte schön, sagte er, stimmt die Zahl der Leichen nicht. Die Schüler drängten sich vor dem Zimmer des Sekretariats, wollten wissen, was genau passiert war. Es weinten Schüler, Erzieher, Schuldiener, die einen umschlangen die andern, so viel konnten sie tun. Ein Mann rief an, weil er seine Tochter nicht erreichen konnte, die in dem Bus war, er hoffte, die Direktorin würde ihm eine wunderbare Nachricht überbringen. Das Fax läutete, es war die Liste: Vorname, Nachname – tot; Vorname, Nachname – tot; Vorname, Nachname – tot. Und die Warnung: Vertrauliche Information, bitte keine Auskunft erteilen. Warum? Die Eltern eines Jungen von der Liste standen im Sekretariat. Auch sie warteten auf eine gute Nachricht. Wie sie ruhig anschauen? Taschentücher, mehr Taschentücher, ein ehemaliger Schüler des Lyzeums kam angerannt, weinte an der Schulter der Direktorin, weil er schon erfahren hatte, dass seine Schwester nicht mehr lebte. Ein Schüler mit blutverschmierten Händen kam direkt von der Unfallstelle und rief Namen: »Wir konnten Sebastian nicht retten! Frau Direktor! Er hat vor meinen Augen gebrannt!« Psychologen eilten herbei, sprachen mit den Schülern auf den Fluren, in den Klassen, »geht in die Toiletten!«, sagte ihnen die Direktorin. »Schaut nach, was in den Umkleiden los ist, ich habe da jetzt keinen Kopf für.« Lehrer aus einem Lyzeum in Tychy riefen an. Dort waren vor zwei Jahren Schüler unterhalb des Rysy-Massivs in einer Lawine umgekommen. Sie wollten helfen, denn sie verstanden die Kollegen aus Białyostok wie wohl sonst niemand. Sie wollten kommen, vielleicht konnten sie irgendwie nützlich sein.

Noch mehr Telefonate, noch mehr Nerven: Ein Mädchen war glücklich aus dem Bus gesprungen, man hatte ihr im Krankenhaus Erste Hilfe geleistet und sie nach Hause entlassen. Jetzt weiß niemand, wo sie ist, seit ein paar Stunden ist sie nicht in ihrem möblierten Zimmer aufgetaucht, ist sie verschwunden? Vielleicht ist sie ins Dorf zu ihren Eltern gefahren? Ein Anruf in dieser Angelegenheit, ein zweiter, fünfter, gefunden. Ein anderes Mädchen ist nach den Angaben im Fax sofort verbrannt, nach den Angaben der Eltern ist sie heil und gesund nach Hause gekommen und sofort eingeschlafen. So ein Fehler weckt Hoffnungen: Vielleicht ist die furchtbare Liste aus dem Fax eine Lüge, ein böser Traum, ein Wahngedächtnis, vielleicht haben noch mehr überlebt? Doch nein: tot, tot, tot. Aus einer Klasse sind fünf Mädchen gefahren und fünf ums Leben gekommen. Und noch drei aus anderen Klassen, und ein Junge aus der Elektrofachschule, auch seine Eltern sind herbeigeeilt. Es ist schon nach Mittag, die Kinder sind in den Krankenhäusern, ein Mädchen, das schwere Verbrennungen erlitten hat, ist im Hubschrauber unterwegs nach Siemianowice, nur dort kann man ihm helfen. Gottesdienst in der Kirche, nur der Glaube an Gott kann uns helfen. Die ersten Kerzen vor der Schule, Ruhe in Frieden, die Fahnen auf halbmast, Blumen, die stille Menge wird größer und größer, nicht nur Schüler aus der ganzen Stadt, auch junge Mütter mit Kinderwagen, Väter, Journalisten, Foto-reporter, Kameras, neun Uhr abends, schon elf, kommt zurück, Kinder, nach Hause, eure Eltern machen sich Sorgen.

Die Direktorin schlägt mit der Faust auf den Tisch: »Auf dieser Straße haben andere zugeschaut, wie unsere Kinder brannten. Dabei hätte man vielleicht noch eines retten können, die Scheibe früher einschlagen können, und eins mehr wäre jetzt am Leben.«

»Helft doch!« Die Sportlehrerin erinnert sich an ihren eigenen Schrei. Und an die teilnahmslosen Blicke der Autofahrer. Ihnen galt der Schrei. Jemand hielt an, setzte sich auf die Motorhaube, schaute, das nächste Auto kam, der nächste Fahrer stieg aus, der nächste schaute.

Bożena Zwoleńska-Małyszko ist jene Lehrerin, die auf der rechten Seite saß, auf dem ersten Platz am Gang. »Lassen Sie es gut sein«, hatte sie der Religionslehrerin gesagt, die genau am Fenster saß und einen Rosenkranz beten wollte.

Und sie war von ihrem Platz aufgesprungen: »Was machen Sie?«, hatte sie geschrien. »Überholen Sie nicht!«

Und noch: »Das ist das Ende!«

Sie weiß nicht, was sie überholten. Ein Auto? Ein kleines, ein großes? Ein Fahrrad? Angeblich weiß es die Polizei bis heute nicht. Sie weiß noch, dass sie an ihren Sohn und an ihre Schwiegertochter dachte. Ein Knall, Dunkelheit, ein langer, stiller Tunnel.

Sie sah Helligkeit, sie lag am Straßenrand, Feuer, Kinder, sie standen auf der mit Glas übersäten Fahrbahn, fingen jene auf, die heraussprangen.

Sie richtete sich auf. Entdeckte, dass sie die einzige Erwachsene war, die einzige, die bei Bewusstsein war. Ohne die mitzurechnen, die vor einem Monat, oder auch drei, achtzehn geworden waren.

»Helft doch!«, rief sie noch einmal den Autofahrern zu. »Leute!«

»Lasst uns die vordere Tür aufmachen!«, rief sie den Schülern zu.

»Frau Lehrerin«, sagte ein Junge, »wie denn? Da ist nur Feuer.«

»So einen Gott will ich nicht!«, schrie jemand.

»Ich bin völlig verbrannt«, schluchzte jemand ins Telefon, ins Ohr der Mutter.

Sie bemerkte, dass vor der Frontscheibe des Busses ein Mädchen lag. Ihr Gesicht war blutüberströmt, man konnte es nicht erkennen, ein zierlicher Körper, reglos. Sie hob ihn mit Hilfe zweier Jungs auf, sie kannte sie nicht, sie waren aus der Elektrofachschule. Sie brachten die Verletzte an einen sicheren Ort. »Was ist mit den Kindern?«, fragte die Verletzte. Es war die Stimme der Religionslehrerin.

Auf der Wiese sah sie Marysia nicht. »Nach ihr habe ich Ausschau gehalten«, sagt die Lehrerin. »Meine Schülerin, im Bus saß sie fast neben mir. Auch Nina konnte ich nicht sehen. Zusammen unterrichten wir seit Jahren Sport, nie ist etwas Schlimmes passiert. Ich war einverstanden zu fahren, unter der Bedingung, dass auch Nina fährt. Zusammen haben wir uns in die erste Reihe gesetzt. Wir hatten einen Unfall, sagte ich ihrem Mann am Telefon. Ich kann Nina nicht sehen. Er verstand, dass sie nicht lebte, das dachte ich damals auch. Schließlich fand man sie, schwer verletzt. Aber Marysia fand man nicht. Und was sag ich ihrer Mutter?«

»Helft doch!«, rief sie nochmals den Schaulustigen zu. »Einer trug eine Baseballmütze. Ich kann mich genau an sein Gesicht erinnern.«

Sieben Uhr früh,

hell,

der letzte Septembertag,

ein Freitag,

die Hauptstraße Białystok–Warschau,

eine Schlange von Autos auf der einen Seite

und eine Schlange auf der anderen,
der Verkehr steht still.

Niemand hat geholfen? »Aber Bilder machen und sie nachher an eine Boulevardzeitung verkaufen, das schon.« Die Lehrerin ist überzeugt, dass es auch solche gegeben hat. Die Bilder, die am nächsten Tag in der Presse erschienen, waren gleich nach dem Unfall gemacht worden, als die Fotoreporter aus Białystok noch schliefen.

Endlich kam einer angelaufen. Er hatte einen Feuerlöscher, Verbandszeug. »Ein einziger. So ein Übersetzer.«

Die ersten Eltern. »Adam! Adam!«

Endlich Sankas. Die Lehrerin sollte in einen Krankenwagen einsteigen, sie wollte nicht. »Zuerst die Kinder.«

Die Kinder sind versorgt, versicherte man ihr. Sie stieg ein: »Da lag schon ein Junge, schwer verletzt, unser Kuba.«

Auch sie war schwer verletzt: Verletzung des Brustkorbs, Quetschungen der Gesichtsknochen, mehrfacher Splitterbruch des Kiefers, mehrfacher Splitterbruch der linken Augenhöhlenwand.

Aus der Narkose erwacht, konnte sie den Kiefer nicht bewegen, kein Wort sagen. Sie zeigte, dass sie einen Zettel wollte, und schrieb: Wie viele?

Neun.

Neun Abiturienten waren verbrannt. Auch der Fahrer des Busses, seine Ablösung (der, der auf den Stufen gesessen hatte, weil kein Platz mehr frei war). Und der Fahrer des Fernlasters.

Heute gibt es in Białystok verschiedene Gerüchte: Dass ein Vater seine Tochter zur Pilgerfahrt gezwungen habe und sie sei umgekommen, dass der Busfahrer russisch-orthodox gewesen sei, als ob das eine Bedeutung hätte, dass jemand auf Rache aus sei, weil die Leute selbst schon entschieden hätten, wer schuld sei, dass dies, dass jenes.

Über eines wird überhaupt nicht gesprochen: Den brennenden Bus haben Abiturienten aus einem anderen Bus beobachtet.

Auch sie machten die Pilgerreise. Zuerst sahen sie schwarzen Rauch, dann Feuer, hoch auflodernd reichte es angeblich bis zu den Bäumen, sie hatten gedacht, ein LKW stehe in Flammen und die paar Leute, die sie in der Nähe sahen, seien bestimmt Schaulustige. Sie wendeten und fuhren auf den Feldweg, der von der Hauptstraße zu dem Dorf Sikory Wojciechowięta abbiegt, auf einer holprigen Straße fuhren sie in einem weiten Bogen um den Unfallort. Rechterhand sahen sie das Feuer aus dreihundert Metern Entfernung, vor ihnen das Feld so eben wie ein Tisch, nichts verstellte ihnen den Blick aufs Feuer, lange schauten sie hin, sie fuhren langsam, der Feldweg verläuft nahezu parallel zur Landstraße. Bei einer Nonne klingelte das Handy: Der Bus vom ersten Lyzeum brennt, die Nachricht wurde über Lautsprecher wiederholt, alle hörten es, sie fuhren immer noch den Feldweg entlang, wieder schauten sie zum Feuer hinüber, und wieder, sie kamen zurück auf die Landstraße, sie fuhren davon nach Tschenstochau, zum Hellen Berg.

Das war der Bus des Katholischen Lyzeums in Białystok. Die Pilgerfahrt leitete der junge Priester Adam Kozikowski. Er rief seinen Kollegen an, den Geschichtslehrer, den Mann der Religionslehrerin, sagte ihm, was er gesehen hatte. Dann begann er ein Gebet für die glückliche Errettung derer zu sprechen, die noch unterwegs waren. Und für den Seelenfrieden derer, die umgekommen waren.

»Wozu daraus eine große Geschichte machen?«, sagt der Priester heute. »Wir sind nicht auf einen Unfall gestoßen, sondern auf einen Brand.«

»Rühren wir nicht mehr daran!«, sagt Urszula Jurkowska, die Polnischlehrerin. »Worte sind leer, sie sagen nichts.«

Doch sie erzählt weiter, was sie damals gesehen hat: »Zehn Autos standen vor uns.«

»Ich stieg mit unserem Fahrer aus«, sagt der Priester. »Wir fragten andere Fahrer, ob die Rettungsdienste benachrichtigt seien, weil noch keine Sankas zu sehen waren.«

Sie fuhren ein Stück zurück, denn – so der Bericht des Priesters – der Busfahrer hatte gesagt, es habe keinen Sinn, im Stau zu stehen. Sie bogen in den Feldweg und schauten auf das Feuer.

»Als wäre mitten auf der Straße ein Mosesbusch emporgewachsen«, sagt die Polnischlehrerin. »Neben dem Feuer sahen wir zwei, vielleicht auch drei Personen. Es gab nichts zu retten. Was hätten wir tun sollen?«

Anhalten? Näher heran gehen? Nachschauen, ob wirklich nichts getan werden kann?

»Die Eltern hatten mir ihre Kinder anvertraut«, sagt der Priester.

Ihren Eltern erzählten die Pilger aus dem Katholischen Lyzeum, was geschehen war. Nach ihrer Rückkehr. Niemandem sonst. Warum?

Gab es einen Jungen, der hinrennen und seinen Kollegen helfen wollte? Ist er aus dem Bus gesprungen? Schon losgerannt? Und der Priester hat ihn aufgehalten?

»Das ist Unsinn«, sagt die Polnischlehrerin.

»Ich kann mich daran nicht erinnern«, sagt der Priester.

Heißt Verantwortung für einen Achtzehnjährigen übernehmen, an seiner Statt die Entscheidung zu treffen: Geh da nicht hin! Kann man jemanden in so einer Situation vertreten? Sagen: Bleib stehen, rette nicht!

»Blanker Unsinn!«, sagt die Polnischlehrerin nochmals. »Die Kinder aus dem Bus lassen? Damit sie da hinrennen? Nein!«

»Es wäre sinnlos gewesen, dort hinzugehen«, sagt der Kaplan. »Ich? Ich war vor allem Reiseleiter.«

Schon nach der Rückkehr, so der Bericht des Priesters, fragten die Schüler im Religionsunterricht, warum sie nicht angehalten hatten. »Da war kein Aufbegehren, kein Vorwurf, eher der Wunsch sich zu versichern, dass wir richtig gehandelt hatten.«

Es gab auch solche, die im Religionsunterricht gar keine Fragen stellten und schwiegen. »Es war eine Pilgerfahrt«, sagt der Priester. »Was passiert ist, muss man in den Kategorien des Glaubens sehen.«

»Bei den Begräbnissen der Schulkameraden empfangen unsere Abiturienten das Heiligste Sakrament«, sagt die Polnischlehrerin. »Aber nicht alle. Manche standen wie Salzsäulen da. Sie führten wohl eine Art Krieg mit dem Herrgott.«

Es wäre ehrlich, heute bei den Klassen anzuklopfen und den jungen Pilgern zu sagen, dass dieser Morgen auf der Landstraße in einem Buch auch aus der Sicht ihres Busses

beschrieben wird. Nicht auf einem Gespräch bestehen, nur informieren. Wer will, kann reden.

Der Priester hat Zweifel, die Polnischlehrerin auch, das geht nicht ohne die Erlaubnis des Direktors. Auch der Direktor hat Zweifel.

»Ich weiß nicht«, sagt er. »Begehe ich nicht eine Straftat, wenn ich einen Journalisten in die Klassen lasse. Gut, eine Mitteilung kann es geben, bitte schreiben Sie mir den Text vorher auf ein Blatt Papier.«

Es ist Unterricht, in Begleitung des Direktors besuchen wir vier Abiturklassen. Die Abiturienten hören, dass es eine Reportage geben wird, erhalten eine E-Mail-Adresse, wenn jemand das Bedürfnis hat, sich mitzuteilen, kann er schreiben. Ende der Durchsage. Auf Wiedersehen, behüte Euch Gott.

Kehrt jener Morgen nachts zurück? ist es schwer zu essen? zu lernen? zu beten? darf man darüber nicht sprechen? fühlen? die Dinge beim Namen nennen?

Kein Wort. Stille.

»Je weiter wir waren«, sagt jetzt der Priester. »Je näher wir Tschenstochau kamen, desto mehr wollte mein Herz bei diesen Kindern auf der Landstraße sein. Gute Kinder sind da umgekommen.«

»Ich bin der personifizierte Zweifel«, sagt die Polnischlehrerin. »Wenn ein Mensch ein solches Leid erfährt, stürzt die ganze Welt ein. Alle sollten zu Hilfe kommen, doch niemand kommt. Die Welt dreht sich in ihrer Bahn. Die Welt schaut, sie sieht nicht alles. Diese Minuten, als die Kinder uns brauchten, diese Minuten ohne irgendjemanden, die können wir heute nicht mehr ausfüllen. Würde ich es heute anders machen? Ich weiß nicht, aber ganz bestimmt würde ich bei diesen Kindern sein wollen.«

Die Polnischlehrerin wäre gerne bei Monika gewesen. »Um ihr die Hand zu halten. Ich kenne ihre Mutter. Einige Zeit später ging ich zu ihr, mit dem Vorsatz, es ihr zu sagen. Der Mutter zu sagen, dass ich es gesehen hatte. Aber mir fehlte der Mut.«

Die Landstraße bei dem Dorf Sikory Wojciechowięta. Die grüne Wiese ist heute ganz weiß. Die vielen hundert Kerzen sind erloschen, die farbigen Gläser sind voll gelaufen mit schmutzigem Wasser. Jemand hält noch immer an, jemand zündet den Toten ein neues Licht an.

An Weihnachten wird es hier erst hell sein! Wie gleich nach jenem Tag. Gott ward geboren, da sind die Menschen empfindsam.

Monika ist als letzte gestorben. Ihre Eltern machen niemandem Vorwürfe. Sie empfinden nur Dankbarkeit für die Menschen und Gott. Weil sie sich von ihrer Tochter verabschieden konnten.

Sie sind Michał dankbar. Er entkam dem Bus als einer der ersten durch das Fenster auf der rechten Seite, wo er zufällig saß. Er ist Abiturient der Elektrofachschule, er kannte fast niemanden im Bus. Außer zwei Kameraden und der Religionslehrerin. Weil sie auch an der Elektrofachschule unterrichtet. Er war es, der zusammen mit einem Kameraden

und der unbekannten Sportlehrerin die Religionslehrerin von der zertrümmerten Frontscheibe weg trug, weg vom Feuer. Vorher (oder nachher, die Chronologie der Ereignisse ist nicht ganz klar) stand er am Heck des Busses und half den anderen raus zu springen. »Damit sie sich an dem zersplitterten Glas nicht die Hände verletzen.«

Am Rande des Fensters stand ein Mädchen. Er erinnert sich noch heute an sie, ihr verbranntes Gesicht lässt sich gar nicht vergessen. Sie sprang, griff nach Michals Unterarm. Mit ihren Händen verbrannte sie ihn. Jetzt denkt er immer an sie, wenn er sich wäscht. Weil er bis heute von ihr Narben auf den Armen trägt. Er verfolgte jeden neuen Tag in ihrem Leben: den ersten, fünften, neunten. Sie hieß Monika. Er ging zu ihrem Begräbnis, obwohl er sie nicht kannte. »Von dem ganzen Bus ist sie mir am nächsten.«

Wenn Michał jetzt im Fernsehen sieht, wie Menschen im Irak, in Pakistan umkommen, zehn, hundert, die früher einmal eine namenlose Masse waren, ist jetzt jeder Tod für ihn einzeln. Weil jeder einzeln leidet.

Monikas Eltern sind auch Krzyś dankbar. Als Krzyś Brzeziński aus dem zertrümmerten Fenster sprang und mit den Augen seine Karolina suchte, sah er Monika. »Krzyś, schau, was mit mir ist«, sagte sie zu ihm. »Meine Haut löst sich ab. Mir ist kalt.«

Sie rief ihre Eltern an. Sie sagte das gleiche: »Meine Haut löst sich ab.«

Sie legte sich ins Gras. »Gehen wir weiter weg.« Er wollte sie hochheben. »Der Bus kann explodieren.«

»Ich geh selbst.« Sie stand auf, ging ein paar Schritte, legte sich dann wieder hin. »Blas, Krzyś, es brennt so fürchterlich.«

Emilka kam, zusammen bliesen sie. »Näher«, bat Monika. »Die Hände!«

Sie hielten ihre Münder ganz nahe an die Hände. »Und mein Gesicht? Ist es verbrannt?«, sie schaute Krzyś an, und Krzyś Emilka, so als sollte sie ihn retten und ihm sagen, was er Sinnvolles sagen könnte.

Emilka schüttelte leicht den Kopf. »Ein bisschen«, sagte Krzyś Monika.

Ein Hubschrauber kam und brachte sie nach Białystok. Dort warteten schon ihre Eltern.

»Papa«, weinte sie. »Justyna ist tot!«

»Vielleicht ist sie nur verletzt.«

Monikas Eltern sind Frau Basia dankbar. Einer völlig Unbekannten. Als sie Monika in Siemianowice besuchten, bekamen sie vom Arzt einen Umschlag mit einem Namen und einer Telefonnummer: Eine Unbekannte aus dem fernen Grudziądz bot ihnen kostenfrei eine Wohnung im nahen Kattowitz an. Vier leere Zimmer, die einmal den Schwiegereltern gehört hatten, warteten jetzt auf »die Eltern des verbrannten kleinen Mädchens«. Die Schlüssel waren in der Wohnung nebenan hinterlegt. Sie machten von der Einladung Gebrauch. Nahmen von der Nachbarin die Schlüssel. Sie aßen, weil die Nachbarin im Auftrag der unbekannten Frau für sie den Kühlschrank aufgefüllt hatte. (Heute übernachtet in dieser Wohnung Barbara Kuśmierczyk, wenn sie in Siemianowice ihren Sohn besucht, der fast überall verbrannt ist und dessen Knochen alle zehn Zentimeter gebrochen sind.)

»Der Zustand Ihrer Tochter ist ernst«, wurde Monikas Mutter gesagt. »Über die Hälfte des Körpers ist verbrannt, aber die Atemwege sind in Ordnung. Sie ist jung, vielleicht schafft sie es.«

»Die Ärzte, die Schwestern, es sind wunderbare Menschen«, sagt die Mutter über sie.

»Mama, wer lebt nicht mehr?«

»Die Fahrer.«

Kein Fernseher, kein Radio, damit sie es nicht erfährt. Ihre besten Freundinnen sind tot.

»Wir haben viel miteinander gesprochen«, sagt die Mutter. »Manchmal denke ich, dass ich mit meiner Tochter diese neun Tage enger zusammen war als die ganzen achtzehn Jahre davor.«

Monika bat um einen Priester. Es war der erste Freitag im Monat.

»Verzeihen Sie mir«, der Priester nahm die Mutter nach der Beichte zur Seite, »ich habe Ihrer Tochter gesagt, dass die anderen nicht überlebt haben, sie aber dank Gottes Hilfe schon.«

»Im Traum habe ich Marta angerufen«, sagte sie zu ihrer Mutter. »Marta sagt, dass Karolina nicht mehr lebt. Dann tanzte Karolina, hier, Mama, über meinem Bett. Und noch jemand hat mit ihr getanzt. Justyna? Sie haben mir so zugewinkt.«

»Gott, erbarme dich«, dachte die Mutter. »Die sollen ihr nicht so zuwinken.«

Schlechte Nachricht. Die Atemwege sind nicht mehr frei.

»Mama, ich steig in keinen Bus mehr ein.«

»Natürlich nicht, es gibt doch normale Autos.«

»Ich werde Angst vor Feuer haben.«

»Wir passen auf dich auf.«

»Mama, hat der Herrgott einen Plan?«

»Bestimmt. Unser Leben wird sich ändern.«

»Meinst du?«

»Aus unserem Leid muss etwas Gutes hervorgehen, mein Töchterchen.«

Herzstillstand. Ende. Stille Nacht.

Aus dem Polnischen von Albrecht Lempp

»Der Mosesbusch« ist eine Erzählung aus dem Band »Wściekły pies«, Kraków 2007, S. 7–29.

© Copyright by Wojciech Tochman